

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

⊗ | KRÜGER

Fredrik Backman

Kleine
Stadt
der großen
Träume

Roman

Aus dem Schwedischen von
Antje Rieck-Blankenburg

 | KRÜGER



Erschienen bei FISCHER Krüger

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Björnstad« im Piratförlaget, Stockholm

© Fredrik Backman 2016

Published by Arrangement with the Salomonsson Agency

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-8105-3043-1

An einem späten Abend Ende März nahm ein Teenager eine doppeläufige Schrotflinte in die Hand, ging damit geradewegs in den Wald, richtete die Waffe gegen die Stirn eines anderen Menschen und drückte ab.

Die nachfolgenden Geschichten erzählen, wie es dazu gekommen ist.

Klack-klack-klack-klack-klack.

Es ist gerade Anfang März, und noch ist in Björnstadt nichts passiert. Heute ist Freitag, und alle warten gebannt auf den morgigen Tag, an dem die Juniorenmannschaft von Björnstadt Eishockey im Halbfinale gegen die beste Mannschaft der Jugendliga Schwedens spielen wird. Wie wichtig mag das sein? Natürlich nicht besonders wichtig. Wenn das Spiel nicht ausgerechnet hier stattfinden würde.

Klack. Klack. Klack-klack-klack.

Die Stadt erwacht wie an jedem Wochentag schon früh, denn kleine Orte müssen sich einen gewissen Vorsprung sichern, um sich in der Welt behaupten zu können. Auf die Reihen der Pkws auf dem Parkplatz vor der Fabrik hat sich schon eine Schneeschicht gelegt, und die Beschäftigten stehen mit halbgeöffneten Augen und noch halbgeschlossenem Bewusstsein schweigend Schlange, um sich ihre Existenz mittels elektronischer Zugangskarten von der Stempeluhr bestätigen zu lassen. Dort stampfen sie sich in Erwartung eines ersten Kicks in Form von Koffein, Nikotin oder Zucker, der ihre Körper zumindest bis zur ersten Pause einigermaßen funktionstauglich machen soll, mit Autopilotblicken und Anrufbeantworterstimmen den Schneematsch von den Stiefeln.

Draußen auf der Landstraße verlassen die Pendler gerade in

ihren Autos den Ort, um die größeren Städte hinterm Wald anzusteuern, wobei sie mit ihren Fausthandschuhen fluchend gegen das Gebläse hämmern, wie man es nur tut, wenn man betrunken ist, im Sterben liegt oder zu früh am Morgen in einem eiskalten Peugeot sitzt.

Wenn sie sich ganz still verhalten, können sie es selbst in ihren Autos hören: Klack-klack-klack. Klack. Klack.

Maya wacht in ihrem Zimmer auf, in dem die Wände zugepflastert sind mit Bleistiftzeichnungen und gesammelten Eintrittskarten von Konzerten, bei denen sie war, weit weg von Björnstadt. Es sind zwar nicht annähernd so viele, wie sie sich wünschen würde, aber bedeutend mehr, als ihre Eltern ihr eigentlich erlaubt haben. Sie bleibt im Bett liegen und spielt im Pyjama Gitarre. Sie liebt alles an diesem Instrument. Das Gewicht auf ihrem Körper, das Klingeln des Holzes, wenn sie mit ihren Fingerspitzen dagegenklopft, und den festen Druck der Saiten auf ihrer Haut, noch bevor sie richtig wach ist. Für sie klingen die schlichten Töne und die sanften Riffs wie ein himmlisches Spiel. Sie ist fünfzehn und hat in ihrem Leben schon viele Leidenschaften entwickelt, doch die Gitarre wird immer ihre erste Liebe bleiben. Das Instrument hat ihr das Dasein in dieser Stadt erträglicher gemacht und geholfen, es als Tochter des Sportdirektors eines Eishockeyklubs mitten im Wald auszuhalten.

Sie hasst Eishockey, kann aber die Leidenschaft ihres Vaters nachvollziehen, denn der Sport ist nur ein anderes Instrument als ihres. Ihre Mutter flüstert ihr immer ins Ohr: »Trau keinem, der nichts im Leben uneingeschränkt liebt.« Ihre Mutter liebt einen Mann, der einen sportbegeisterten Ort liebt. Björnstadt ist eine Eishockeystadt, deren Einwohnern man vieles nachsagen kann, aber nicht, dass sie unzuverlässig wären. Wenn man hier wohnt, weiß man, was einen erwartet. Tagein, tagaus.

Klack.

Björnstadt, die Stadt der Bären, liegt völlig abseits im Nirgendwo, und selbst auf der Landkarte hat der Ort eine ziemlich unnatürliche Form. Er sieht aus »wie ein besoffener Riese, der versucht hat, seinen Namen in den Schnee zu pissen«, würden manche sagen. »Als hätten Mensch und Natur ein Tauziehen um den Lebensraum gegeneinander veranstaltet«, würden möglicherweise die etwas Gemäßigteren einwenden. Die Stadt verliert sukzessive in allem, jedenfalls ist es schon lange her, dass sie einmal irgendetwas gewonnen hat. Die Arbeitsplätze werden immer weniger, so dass die Einwohnerzahl jedes Jahr sinkt, und der Wald verleiht sich in jeder Saison ein oder zwei leerstehende Häuser ein. In ihrer Blütezeit hat die Gemeinde am Ortseingang ein Schild mit einem Slogan aufgestellt, wie es damals modern war: »*Willkommen in Björnstadt – Wir wollen ein wenig mehr!*« Doch die Worte »*ein*« und »*mehr*« sind innerhalb weniger Jahre dem Wind und Schnee zum Opfer gefallen und ausradiert worden. Manchmal hat man den Eindruck, der ganze Ort wäre ein philosophisches Experiment: Wenn eine Stadt dem Wald anheimfällt, aber niemand davon erfährt, spielt es dann noch irgendeine Rolle?

Um darauf antworten zu können, muss man ein paar hundert Meter bis zum See hinuntergehen. An seinem Ufer steht eine Eishalle, die nicht besonders viel hermacht. Sie wurde vor vier Generationen von Fabrikarbeitern errichtet, Männern, die sechs Tage in der Woche arbeiteten und am siebten etwas brauchten, worauf sie sich freuen konnten. All die Liebe, die diese Stadt aufzubringen vermag, scheint sie noch immer diesem Spiel zu widmen: dem Eis und der Bande, den roten und blauen Linien, den jungen Körpern mit den Schlägern in der Hand, die auf der Jagd nach dem Puck in voller Fahrt auf die Bande zustürmen, kraftstrotzend und entschlossen. Diese Liebe scheint erblich zu sein, denn die Tribüne ist jahrein, jahraus an jedem Wochenende bis auf den letzten Platz gefüllt, obwohl sich die Leistungen des

Klubs im selben Takt verschlechtert haben wie die wirtschaftliche Lage der Stadt. Vielleicht auch gerade deswegen, weil alle hoffen, dass sich alles andere schon von allein erholen wird, wenn es mit dem Klub nur wieder bergauf geht.

Das ist der Grund dafür, dass Orte wie dieser ihre Hoffnungen auf die Jugend setzen müssen, denn die Jugendlichen sind die Einzigen, die keine Erinnerung daran haben, dass es früher einmal besser war. Manchmal kann das ein Segen sein. Und so haben sie ihre Juniorenmannschaft genauso aufgebaut wie die älteren Generationen ihre Gemeinschaft: hart arbeiten, Rückschläge einstecken, nicht beschweren, nicht aufbegehren – und den verdammten Großstädtern zeigen, woher wir kommen.

In der Gegend gibt es nicht viel Bemerkenswertes. Aber alle, die schon einmal hier waren, wissen, dass es sich um eine Eishockeystadt handelt.

Klack.

Amat wird bald sechzehn. Sein Zimmer ist so klein, dass es, wenn es in einer größeren Wohnung in einem teuren Wohnviertel einer Großstadt läge, noch nicht einmal als begehbarer Kleiderschrank durchgehen würde. Die Tapeten sind bis auf zwei Ausnahmen vollständig mit Postern von Spielern der National Hockey League zugestrichelt. Das eine ist ein Foto von ihm selbst als Siebenjährigem mit zu großen Handschuhen an den Händen und einem in die Stirn gerutschten Helm. Er ist der Kleinste von allen Jungs auf dem Eis. Das andere ist ein weißes Blatt Papier, auf das seine Mutter Teile eines Gebets geschrieben hat. Als Amat geboren wurde, lag sie mit ihm auf der Brust in einem engen Bett in einem kleinen Krankenhaus auf der anderen Seite der Erdhalbkugel, sie beide ganz allein auf der Welt. Eine Krankenschwester flüsterte ihr damals das Gebet ins Ohr, von dem es heißt, Mutter Teresa hätte es an die Wand über ihrer Schlafstätte geschrieben, und die Krankenschwester hoffte, dass es der einsamen Frau Kraft und

Hoffnung verleihen würde. Seit fast sechzehn Jahren hängt dieser Zettel nun an der Wand im Zimmer ihres Jungen. Die Worte sind zwar etwas durcheinandergeraten, aber sie hat alles so niedergeschrieben, wie sie es aus der Erinnerung wusste:

»Wenn du ehrlich und offen bist, kann es sein, dass andere dich übers Ohr hauen – sei dennoch ehrlich und offen.

Wenn du freundlich bist, kann es sein, dass andere dir eigennützige Motive und Hintergedanken vorwerfen – sei dennoch freundlich.

Das Gute, das du heute tust, werden die Menschen morgen oft schon wieder vergessen haben. Tu dennoch weiterhin Gutes.«

Amats Schlittschuhe stehen jede Nacht an seine Bettkante gelehnt. »Muss ja für deine Mutter 'ne schreckliche Geburt gewesen sein, wenn du schon mit den Dingen an den Füßen rausgekommen bist«, sagt der alte Hausmeister immer mit einem Grinsen im Gesicht. Er hat dem Jungen angeboten, sie in einem Schrank im Keller des Klubs zu verwahren, doch Amat trägt sie lieber bei sich, denn er möchte in ihrer Nähe sein.

Er ist schon immer in allen Mannschaften der Kleinste gewesen, hat nie so ausgeprägte Muskeln wie die anderen Spieler besessen und nie so hart geschlagen wie sie. Aber niemand in dieser Stadt holt ihn auf dem Eis ein. Keiner aus einer anderen Mannschaft, gegen die er gespielt hat, war je so schnell wie er. Er kann es sich nicht erklären, aber er vermutet, dass es ähnlich funktioniert wie beim Betrachten einer Geige. Manche sehen nur einen Haufen Holz und Schrauben, während andere Musik sehen. Die Schlittschuhe waren seinem Körper nie fremd, im Gegenteil, wenn er seine Füße in normale Schuhe steckt, kommt er sich vor wie ein Seemann an Land.

Die letzten Zeilen, die seine Mutter auf den Zettel an seiner Wand geschrieben hat, lauten:

»Was du jahrelang aufgebaut hast, kann ein anderer über Nacht zerstören – baue es dennoch wieder auf. Letztendlich ist alles eine Sache zwischen dir und Gott; es war obnehin nie eine Sache zwischen dir und den anderen.«

Unmittelbar darunter steht mit rotem Wachsmalstift und mit der entschlossenen Handschrift eines Grundschulkindes geschrieben:

»SIE SAGEN, DAS ICH ZU KLEIN ZUM EISHOKYSPIELEN BIN. WERDE DENNOCH 1 GROSSER SPIELER!«

Klack.

Früher war die erste Mannschaft von Björnstadt Eishockey einmal die zweitbeste in der Schwedischen Eishockeyliga, doch das ist mehr als zwei Jahrzehnte und drei Divisionen her, aber morgen darf sich Björnstadt wieder mit den Besten messen. Wie wichtig kann also ein Spiel der Juniorenmannschaft sein? Wie sehr mag einer Stadt das Halbfinale seiner Jugendmannschaft mit ein paar Teenagern am Herzen liegen? Natürlich nicht sehr. Wenn es nicht gerade auf diesem Fleck auf der Landkarte stattfinden würde.

Einige hundert Meter südlich des Ortsschildes beginnt die Wohngegend, die nur »Anhöhe« genannt wird. Es ist eine kleine Ansammlung exklusiver Häuser mit Seeblick. Ihre Bewohner sind Besitzer von Supermärkten, Fabrikdirektoren oder Pendler, die anspruchsvollere Arbeitsplätze in den größeren Städten innehaben, wo sie auf Firmenfesten von ihren Kollegen immer mit ungläubigen Blicken gefragt werden: »Björnstadt? Kann man denn so tief im Wald überhaupt wohnen?« Darauf antworten sie natürlich irgendetwas Angemessenes übers Jagen und Fischen oder die Nähe zur Natur, aber im Grunde genommen fragen sich mittlerweile fast alle, ob es wirklich noch länger möglich ist und ob die Stadt noch irgendetwas zu bieten hat außer Immobilienpreisen, die genauso sinken wie die Temperaturen.

Doch dann wachen sie von einem »KLACK« auf und müssen lächeln.

Nach mehr als einem Jahrzehnt haben sich die Nachbarn in den umstehenden Häusern mittlerweile an die Geräusche aus dem Garten der Familie Erdahl gewöhnt: Klack-klack-klack-klack-klack. Dann eine kurze Pause, in der Kevin die Pucks einsammelt. Danach wieder Klack-klack-klack-klack-klack. Er war zweieinhalb, als er zum ersten Mal auf Schlittschuhen stand, drei, als er seinen ersten Schläger bekam, mit vier war er den Fünfjährigen überlegen, und als er fünf war, spielte er besser als die Siebenjährigen. Doch in dem Winter, als er sieben wurde, zog er sich so starke Erfrierungen im Gesicht zu, dass man die kleinen weißen Flecken oberhalb seines Jochbeins noch immer sehen kann, wenn man dicht vor ihm steht. Am Nachmittag hatte er sein erstes richtiges Ligamatch gespielt und in den letzten Sekunden einen Schuss aufs leerstehende Tor verschossen. Die Knirpse aus Björnstadt siegten mit 12-0, und Kevin hatte alle Tore geschossen, war aber dennoch untröstlich. Erst spätabends stellten seine Eltern fest, dass er nicht wie erwartet in seinem Bett lag, und gegen Mitternacht war die halbe Stadt draußen im Wald unterwegs, wo man eine Suchkette bildete. Verstecken ist in Björnstadt kein geeignetes Spiel, denn ein kleines Kind wird rasch von der Dunkelheit verschluckt, und bei minus dreißig Grad erfriert ein Kinderkörper rasend schnell. Es dauerte bis zum Morgengrauen, bis ein Mitglied des Suchtrupps ihn unten auf dem zugefrorenen See erblickte anstatt wie vermutet irgendwo zwischen den Bäumen im Wald. Er hatte ein Tor, fünf Pucks und alle Taschenlampen, die er

auftreiben konnte, dort hingeschleppt und Stunde um Stunde da-
gestanden, um aus demselben Winkel heraus aufs Tor zu schießen
wie beim letzten verpassten Torschuss am Nachmittag. Als sie ihn
nach Hause trugen, weinte er vor Wut. Die weißen Flecken ver-
schwanden nicht. Er war sieben Jahre alt, und alle wussten schon
damals, dass er einen Bären in sich trug, der sich nicht aufhalten
ließ.

Seine Eltern ließen im Garten hinterm Haus eigens für ihn eine
kleine Eisbahn errichten, die er jeden Morgen eigenhändig vom
Schnee befreite, und jeden Sommer hoben die Nachbarn in ihren
Beeten ganze Friedhöfe von Pucks aus. In der Blumenerde hier
wird man noch über Generationen hinweg Reste vulkanisierten
Gummis finden.

Jahr für Jahr haben sie den Jungen wachsen hören, denn die
Schläge wurden immer härter und schneller. Jetzt ist er siebzehn,
und diese Stadt hat keinen Eishockeyspieler gesehen, der auch
nur annähernd sein Talent besitzt, seit sie weit vor seiner Geburt
in der Schwedischen Eishockeyliga vertreten war. Er besitzt die
physischen Voraussetzungen dafür, geschickte Hände, einen klugen
Kopf und das nötige Herzblut. Aber vor allem hat er den
richtigen Blick, denn was er auf dem Eis sieht, scheint langsamer
vonstattenzugehen als das, was alle anderen sehen. Was Eishockey
betrifft, kann man vieles lernen, aber das nicht. Mit dem Blick
wird man geboren oder eben nicht. »Kevin? Der hat's drauf«,
pflegt Peter Andersson, der Sportdirektor des Klubs, immer zu
sagen, und er muss es schließlich wissen. Als jemand zuletzt so gut
war, war es der Sportdirektor selbst, und er hat es bis nach Kana-
da in die NHL gebracht, wo er sich mit den Besten der Welt maß.

Kevin weiß, was von ihm erwartet wird, denn alle haben es ihm
eingebläut, seit er zum ersten Mal auf Schlittschuhen stand. Ein-
fach alles. Ihm wird alles abverlangt. Also joggt er an jedem Mor-
gen schon in der Dämmerung durch den Wald, während seine
Klassenkameraden unter der warmen Bettdecke noch tief und fest
schlafen, und danach steht er hier, klack-klack-klack-klack-klack.

Pucks wieder einsammeln. Klack-klack-klack-klack-klack. Pucks einsammeln. Jeden Nachmittag Training mit der Juniorenmannschaft und jeden Abend mit der ersten Mannschaft, dann ins Fitnessstudio, danach eine weitere Joggingrunde durch den Wald und zum Abschluss eine Stunde Training zu Hause im Schein der extra auf dem Dach der Villa installierten Scheinwerfer. Klack-klack-klack-klack-klack. Das ist das Einzige, was dieser Sport einem abverlangt. Einfach alles, was man hat.

Kevin hat schon viele Angebote erhalten, zu einem der großen Klubs zu wechseln oder ein Leistungszentrum in einer größeren Stadt zu besuchen, aber er hat alle konsequent abgelehnt. Er ist ein Björnstadt-Junge und sein Vater ein Björnstadt-Mann, was woanders vielleicht nicht viel zu bedeuten hat, aber hier schon.

Wie wichtig kann ein Halbfinale in einer Juniorenliga also sein? Nur so wichtig, dass die beste Juniorenmannschaft in Schweden dem Rest des Landes die Existenz dieses Ortes wieder in Erinnerung rufen würde. Nur so wichtig, dass die Regionalpolitiker Gelder für ein eigenes Leistungszentrum hier anstatt in Hed bewilligen würden, damit es die größten Talente in diesem Teil des Landes nach Björnstadt zieht anstatt in die großen Städte. Dass eine erste Mannschaft voller eigener Gewächse wieder in die oberste Liga aufsteigen und damit Sponsoren anlocken könnte. Was die Kommune dazu ermuntern würde, eine neue Eishalle, breitere Zufahrtsstraßen und vielleicht sogar das Konferenzgebäude und das Einkaufszentrum zu bauen, von denen schon jahrelang die Rede ist, so dass neue Unternehmen gegründet und mehr Arbeitsplätze geschaffen werden könnten und die Einwohner anfangen würden, darüber nachzudenken, ihre Häuser und Wohnungen zu renovieren, anstatt sie zu verkaufen. Es wäre also »nur« wichtig für die Wirtschaft. Für den Stolz. Fürs Überleben.

Es ist nur so wichtig, dass ein Siebzehnjähriger schon seit der besagten Nacht vor zehn Jahren, in der er sich Erfrierungen an den Wangen zugezogen hat, im Garten der Villa seiner Eltern

steht und mit der Last eines ganzen Ortes auf den Schultern einen Puck nach dem anderen aufs Tor schießt.

Es bedeutet einfach alles.

»Die Senke« liegt am anderen Ende von Björnstadt, nördlich des Ortsschildes. Das Zentrum von Björnstadt besteht aus kleinen Einfamilienhäusern und Reihenhäusern auf einer absteigenden Mittelschichtsskala, während in der Senke nur Mietshäuser stehen, die so weit entfernt von der »Anhöhe« errichtet wurden wie nur möglich. Anfänglich handelte es sich dabei natürlich nur um phantasielose Ortsbeinamen: »Die Senke« liegt tiefer als das restliche Stadtgebiet, da das Gelände dort zu einer ehemaligen Kiesgrube hin abfällt, während »die Anhöhe« auf dem Hügel oberhalb des Sees liegt. Doch nachdem sich die Menschen je nach ihren finanziellen Verhältnissen dort verteilten, blieben die Namen im Volksmund erhalten, bis sie genau wie die Stadtteile selbst zu einem Klassenmerkmal wurden. Selbst in den entlegensten Dörfern der Welt lernen Kinder schon früh, dass es unterschiedliche soziale Realitäten gibt, aber hier in Björnstadt ist es ganz einfach: Je weiter weg man von der Senke wohnt, desto besser.

Fatima wohnt in einer Zweizimmerwohnung im äußersten Teil der Senke. Sie zieht ihren Sohn mit sanfter Gewalt aus dem Bett, woraufhin er als Erstes nach seinen Schlittschuhen greift. Sie sitzen allein im Bus und schweigen. Amat hat sein System, den eigenen Körper zu transportieren, ohne sein Gehirn einschalten zu müssen, praktisch perfektioniert. »Mumie« nennt Fatima ihn liebevoll. In der Eishalle angekommen, zieht sie sich ihre Putzuniform an, während er losgeht, um den Hausmeister ausfindig zu machen. Zuerst versucht Amat ihr immer dabei zu helfen, den Müll auf der Tribüne einzusammeln, bis sie mit ihm schimpft und ihn fortschickt. Der Junge macht sich Sorgen angesichts der Rückenschmerzen seiner Mutter, doch seine Mutter macht sich Sorgen darüber, dass andere Jugendliche den Jungen in ihrer

Nähe sehen und ihn damit aufziehen könnten. Solange sich Amat erinnern kann, waren sie immer nur zu zweit auf der Welt. Als er klein war, hat er am Ende des Monats immer leere Bierdosen auf der Tribüne eingesammelt, was er heute mitunter noch immer tut.

Er hilft dem Hausmeister jeden Morgen, die Türen aufzuschließen, alle Leuchtstoffröhren zu kontrollieren, Pucks einzusammeln, mit der Eismaschine über den Platz zu fahren und die Halle für den Tag vorzubereiten. In der Frühe kommen zuerst die Eiskunstläufer. Danach alle Eishockeymannschaften, eine nach der anderen entsprechend der Rangordnung bis hin zu den begehrtesten Zeiten, die der Juniorenmannschaft und der ersten Mannschaft vorbehalten sind. Die Juniorenmannschaft spielt mittlerweile so gut, dass sie fast ganz oben in der Hierarchie steht.

Amat ist noch nicht reif dafür, denn er ist erst fünfzehn, aber vielleicht in der nächsten Saison, wenn er alle Anforderungen erfüllt. Eines Tages wird er seine Mutter von hier fortbringen, das weiß er, und dann kann er endlich aufhören, ihre Einkünfte und die Rechnungen im Kopf ein ums andere Mal zu addieren und zu subtrahieren. Kinder, die in einem Haushalt aufwachsen, wo das Geld ausgehen kann, unterscheiden sich von anderen. Auch dadurch, in welchem Alter sie das begreifen.

Amat weiß, dass seine Möglichkeiten begrenzt sind, und er verfolgt einen simplen Plan: zuerst in die Juniorenmannschaft aufgenommen zu werden, dann in die erste Mannschaft und schließlich Profi zu werden. Wenn sein erstes Gehalt auf dem Konto eingegangen ist, wird er seiner Mutter den Putzwagen aus den Händen reißen und dafür sorgen, dass sie ihn nie wieder ansehen muss. Er wird ihren schmerzenden Fingern und ihrem geschundenen Rücken Ruhe verordnen und ihr Zeit geben, um morgens auszuschlafen. Es geht ihm nicht darum, Sachen zu kaufen. Er möchte nur an einem einzigen Abend zu Bett gehen können, ohne rechnen zu müssen.

Der Hausmeister klopft Amat auf die Schulter, sobald er fertig ist, und reicht ihm seine Schlittschuhe. Amat schnürt sie, nimmt

den Schläger in die Hand und fährt hinaus auf die leere Eisfläche. Das ist der Deal: Er hilft dem Hausmeister mit schweren Gegenständen und den widerspenstigen Bandentüren, was dem Mann aufgrund seines Rheumas zunehmend schwerfällt, und wenn Amat das Eis hinterher selbst glättet, hat er die Fläche eine Stunde lang ganz für sich allein, bevor die Eiskunsläufer mit ihrem Training beginnen. Es sind die besten sechzig Minuten seines Tages, jeden Tag aufs Neue.

Er steckt sich die Stöpsel in die Ohren, stellt die Musik auf maximale Lautstärke, und dann legt er in vollem Tempo los. Er rauscht übers Eis und kracht auf der gegenüberliegenden Seite so heftig in die Bande, dass sein Helm gegen Plexiglas schlägt. Dann wieder mit voller Fahrt zurück. Und wieder. Und wieder. Und wieder.

Fatima schaut kurz von ihrem Putzwagen auf und nimmt sich ein paar Sekunden Zeit, um ihren Sohn da draußen auf dem Eis zu betrachten. Der Hausmeister begegnet ihrem Blick, und sie formt ihre Lippen zu einem »Danke«. Der Hausmeister nickt nur mit einem unterdrückten Lächeln. Fatima erinnert sich noch daran, wie seltsam es ihr vorkam, als die Trainer im Klub ihr zum ersten Mal von Amats außergewöhnlicher Begabung berichteten. Damals verstand sie die schwedische Sprache nur bruchstückhaft, und die Tatsache, dass Amat schon Eislaufen konnte, bevor er in der Lage war, richtig zu gehen, erschien ihr wie ein göttliches Mysterium. Viele Jahre sind inzwischen vergangen, und sie hat sich noch immer nicht an die Kälte in Björnstadt gewöhnt, aber gelernt, die Stadt zu lieben, wie sie ist. Doch niemals wird sie irgendetwas im Leben sonderbarer finden als die Tatsache, dass der Junge, den sie an einem Ort entbunden hat, an dem es noch nie geschnitten hat, der geborene Eissportler geworden ist.